

Paul Carell · Günter Böddeker

Die Gefangenen

101088

Leben und Überleben
deutscher Soldaten hinter
Stacheldraht

Rheinberg

Attichy

BIBLIOTHEK
DER ZEITGESCHICHTE

ULLSTEIN

1990

Der Obergefreite Hans Friedhelm sah, wie 14jährige Flakhelfer verhungerten.

Der Volkssturmmann Werner Ebenbachersah, wie deutsche Soldaten in den Schlamm fielen und erstickten, weil ihnen die Kraft fehlte, sich zu erheben.

Der Panzerjäger Jürgen C. Otto sah, wie deutsche Soldaten Kameraden in Jauchegruben warfen.

Der Fahnenjunker Benno Tins beneidete einen Kameraden, einen 20jährigen Fliegersoldaten, um dessen Blinddarmschmerzen, weil sie den Transport in ein Lazarett bedeuteten.

Der Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder lebte monatelang mit fünf Kameraden in einer selbst gegrabenen Lehmgrube, die drei Quadratmeter groß war.

Der Leutnant Willi Willers vom Magdeburger Pionierbataillon 4 kampierte rund zwei Monate in einem Ackerloch. Er sah die in den Schlammboden getretenen Hunger-Toten, von denen zuweilen ein Arm, ein Bein aus dem Boden ragte.

Dies alles hat sich zugetragen im Frühjahr und Sommer 1945 am deutschen Rhein. An den Ufern des Stromes und seiner Nebenflüsse, zwischen Rheinberg in der Nähe von Wesel im Norden und Bad Kreuznach im Süden, waren mehr als eine halbe Million Soldaten der Deutschen Wehrmacht auf Äckern und Wiesen zusammengetrieben, von Drahtverhauen eingezäunt, allesamt Gefangene der Amerikaner.

Die Weltgeschichte kennt keine größere Ballung von Gefangenen auf so wenigen Quadratkilometern. Hier auf den feuchten Wiesen der Rheinniederung pferchten die Sieger aus Amerika die Soldaten der geschlagenen deutschen Armeen zusammen. Drei Namen stehen vor allen für alle Zeiten als geographische Standortbestimmung der Wiesenlager in den Chroniken der Kriegsgefangenengeschichte: Rheinberg, Wickrath und Remagen.

Es waren zuerst die Soldaten der Heeresgruppe B, die im Ruhrkessel die letzte Schlacht an der Westfront geschlagen hatten, und hier zusammengetrieben wurden. 19 deutsche Divisionen wurden zer schlagen: 325 000 Mann gaben sich zwischen dem 15. und 20. April 1945 gefangen.

Aber auch von den anderen deutschen Frontabschnitten – aus Bayern, von der Elbe, aus Thüringen – brachten die Amerikaner ihre Gefangenen, die sich ihnen während der letzten Kämpfe in Deutschland ergeben hatten, in die improvisierten Lager am Rhein.

Und dazu nahezu jeden Deutschen männlichen Geschlechts, der verdächtig schien, eine Waffe tragen und abfeuern zu können: Im Lager Heidesheim gab es Greise und Jungen von unter 14 Jahren, die nur Schlafanzug oder Hose und Unterhemd an hatten, da sie wegen Werwolfverdachts nachts verhaftet und abtransportiert worden waren.

Der Soldat Hans Friedrich, Obergefreiter der Panzergrenadierdivision »Großdeutschland« fiel ebenfalls in Thüringen den Amerikanern in die Hände und landete am Rhein auf einem Kleefeld.

Der Schütze Jürgen C. Otto, Soldat einer Panzerjägerabteilung, war 17 Jahre alt, als er sich am 12. April in Altenburg in Thüringen amerikanischen Panzertruppen ergab. Ab an den Rhein!

Der Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder wurde von Amerikanern in Regensburg gefaßt und mit dem Lastwagen an den Rhein transportiert.

Der Volkssturmmann Werner Ebenbacher geriet zwischen Soest und Lippstadt – schon ohne Waffen – vor die Läufe eines amerikanischen Suchtrupps: Ab zum Rhein!

Oberwachmeister Hans Otto Lippens, Zugführer in der Panzernachrichtenabteilung 458, ergab sich im Ruhrgebiet bei Solingen am 20. April den stürmenden US-Truppen: Zum Rhein!

Pionierleutnant Willi Willers vom Pionierersatzbataillon 4, damals 22, aus Hildesheim wurde am 18. April in Magdeburg von der 9. US-Armee gefangen und über das berüchtigte Zwischenlager im Stadion von Brackwede bei Bielefeld an den Rhein transportiert.

Benno Tins, Fahnenjunker in einem Panzerjagdkommando, wurde am 16. April bei Bernburg an der Saale gefangen, gefilzt und ausgeplündert – ein Los, das nahezu allen widerfuhr – und auf einem Lastwagen weggekarrt. Einer auf dem Lastwagen kam aus dem Lazarett Altenburg in Thüringen.

Die Soldaten der Sieger rissen den Gefangenen die Orden von der Uniform und schnitten ihnen die Ordensbänder ab. Der bei Eisleben gefangene Heinz Feise aus Bremen: »Die Amerikaner nahmen uns die Armband- und Taschenuhren ab. Der US-Soldat, der mir meinen Ehering vom Finger zog, hatte an seiner Uniform einen Bindfaden, auf dem bereits 30 bis 40 Ringe aufgezogen waren.«

Im Lazarett Altenburg in Thüringen ließ sich ein Soldat der US-Armee von den gefangenen Verwundeten die Arme zeigen, um an den ungebräunten Hautstellen zu erkennen, ob Uhren versteckt worden sind.

Ein deutscher Soldat, gefangen in der Nähe von Idar-Oberstein, berichtete der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung für Kriegsgefangenenfragen über die Augenblicke nach der Entwaffnung durch die US-Truppen: Die Amerikaner schlugen die Deutschen, traten sie, ohrfeigten sie. Sie traten auch dann noch, als die

Deutschen unter Schlägen und Tritten zusammengebrochen waren. Der Gefangene laut Bericht der Wissenschaftlichen Kommission: »Dann Abnahme sämtlicher Gegenstände. Das begehrteste Objekt war die Uhr, vornehmlich Armbanduhren. Ich selbst habe Amerikaner gesehen, die acht und mehr Uhren an einem Arm hatten.«

Noch lange nach der Kapitulation waren deutsche Gefangene ungehemmtem Haß ausgesetzt. Ein Sergeant der US-Armee riß im Lager Garmisch einem beinamputierten SS-Mann die Prothese ab »und knüppelte damit den Unglücklichen zu Boden«, wie es in den Dokumenten der Wissenschaftlichen Kommission heißt.

Die Sieger trieben ihre Kapitulationsgefangenen auf Lastwagen. Sie fluchten: »Bloody Heinis« und brüllten die allen Gefangenen bekannte Formel: »Mak snell, let's go! Snell, snell!«

Die Lastwagen rollten Richtung Rhein.

Die deutschen Soldaten am Rhein, denen es zunächst als glückliche Fügung erschienen war, in die Hände der Amerikaner und nicht der Sowjets gefallen zu sein, erlitten in diesem Jahr 1945 ein Schicksal, das ihnen so schlimm erscheinen mußte wie russische Gefangenschaft, wenn nicht schlimmer.

Die ungeheure Menge von Menschen hinter den Stacheldrahtzäunen überforderte die Versorgungsmöglichkeiten der US-Armee. Im Bericht der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung heißt es: »Die Versorgung der eigenen Truppe hatte den Vorrang, auch die Zivilbevölkerung hungerte.«

»Nach der bedingungslosen Kapitulation befanden sich in den von den Westmächten besetzten Teilen Deutschlands mehr deutsche Truppen als amerikanische ...«

Als die Zählung der Kriegsgefangenen im Juni 1945 beendet war, gab das alliierte Hauptquartier bekannt, 7 614 794 »Kriegsgefangene und entwaffnetes Militärpersonal« seien eingebracht worden, wovon sich »4 209 000 zur Zeit der Kapitulation bereits in Gefangenschaft befunden hätten ...«

Monatelang vor, besonders aber nach dem Mai 1945 galt es zu improvisieren, um eine Katastrophe zu verhindern. Die Katastrophe ist, trotz allem Elend, das hinter dem Stacheldraht zu beobachten war, verhindert worden; das befürchtete Massensterben blieb aus. Insofern unterscheiden sich die Vorgänge in den westlichen Sammellagern von denen im Osten 1943/44. Aber auch das wesentlich größere Potential der Amerikaner an Vorräten und Transportmitteln konnte den Hunger nicht ausschließen.

Für die Gefangenen in den Lagern am Rhein aber bedeutete die Unfähigkeit der Amerikaner, sie zu versorgen, ein Elend, für das die gefangenen Soldaten selbst Bezeichnungen fanden wie »Feld des Jammers« oder »Hölle von Kreuznach«.

Im Bericht der Wissenschaftlichen Kommission heißt es:

»Massen wurden nicht nur mobilisiert, beherrschten nicht nur die Schlachtfelder, sondern litten auch hinter Stacheldraht...

Kriegsgefangenschaft war nie ein Paradies. Im und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zu einem Risiko, das oft nicht geringer war als die Teilnahme am Kampf.«

Die Lager am Rhein – das war einfach Land mit Stacheldraht rundherum. Später kamen ein paar Zelte dazu, ein paar Baracken – für die Lagerleitung und die Küche – und sonst nichts.

Einfach Land mit Stacheldraht. Eingezäunte Feldmark – wie für eine Rinderherde.

Die Gefangenen brachten ihre Tage und ihre Nächte unter freiem Himmel zu. Die meisten hatten weder Mantel noch Decke, noch Zeltplane. Innerhalb von 14 Tagen waren die meisten Bäume, viele Hecken und alte Hüttenruinen weg und zu wärmenden Feuerstellen oder provisorischen Unterschlupfen hergerichtet, vor allem zum Überdecken der Erdlöcher verwandt, in denen die Gefangenen sich verkrochen.

Glücklich, wer einen leeren Verpflegungskarton der Amis erwischte: Ein Loch für den Kopf reingerissen und übergestülpt – Schutz für den Oberkörper gegen Kälte und Regen.

Der Fahnenjunker Tins erinnert sich in seinem Buch »In den Pferchen« an das Lager Remagen bei Nacht: »Die Umrisse eines riesigen Stacheldrahtlagers tauchen aus dem Dunkel, dem Scheinwerfer helle Fetzen entziehend. Nichts entdecken wir als zahllose kleine Feuerchen, um die ins gespenstische vergrößerte Gestalten drängen.«

Den Gefangenen am Rhein werden auf den Wiesen Streifen zugewiesen. Hier sind sie nun zu Hause. Auf jeden Hektar sind 2000 bis 3000 Menschen untergebracht. Jeder Mann hat 3 bis 5 Quadratmeter Lebensraum. Die Gefangenen suchen in der Erde Schutz. Sie graben Löcher. Sie graben mit den Händen, mit Konservendosen, mit Löffelchen.

Lager Remagen, das allenfalls für höchstens 100 000 Mann Raum hatte, war mit 134 000 Mann vollgestopft worden; das Lager Bad Kreuznach, für das die Amerikaner anfänglich 45 000 Mann vorgesehen hatten, war mit 56 000 Menschen gefüllt. Auf den Wiesen und Äckern um Rheinberg waren mehr als 100 000 Männer zusammengetrieben.

Da lagen sie nun, an den Ufern des Rheins, auf deutscher Erde, ausgeplündert, mit nichts als dem Inhalt ihres Brotbeutels und viele auch das nicht mal und starrten in den Frühjahrshimmel.

In den ersten Nächten konnten sie noch die Sterne sehen, und am Tage wärmte ein wenig die Sonne. Ängstlich beobachteten die Männer den Himmel. Würde das Wetter halten? Der Wind aus Osten wehen?

Der Wind sprang um. Er schob Wolken heran. Erst fiel nasser Schnee. Dann Regen, dick und schwer.

Der Gefangene Marzell Oberneder in seinem Buch »Wir waren in Kreuznach«: »Der Boden einklebriger Brei, darüber trübe, platzende Blasen. Alle Glieder starren in Eis, Zehen quatschen in formlosem Leder. Die Brotbeutel tropfen.«

Ein Gefangener berichtete der Wissenschaftlichen Kommission: »Oben Nässe, unten Schlamm. Man friert wie ein junger Hund und wundert sich, daß man überhaupt noch lebt.«

Wie wildlebende Tiere in der Steppe bei Schneesturm oder Staubwind, so versuchten sich die Gefangenen gegen den Regen zu schützen: Sie steckten die Köpfe zusammen, wie es ein Soldat im Lager Bad Kreuznach beschreibt: »Ich bildete mit zwei Kameraden gewissermaßen eine Pyramide. Wir standen so, die Köpfe dicht nebeneinander, wobei ich meinen Mantel über meinen Nachbarn schlug, um auch ihn vor der durchdringenden Nässe zu schützen, bis zum dämmernden Morgen.«

Ein anderer beschreibt, daß der Regen Soldaten den Tod brachte: »... stürzten oft nachts die Erdlöcher ein, und die Gefangenen wurden begraben und erstickten. Einmal kamen so sieben Gefangene auf einmal um.«

Der Regen hielt viele Tage an. Er verwandelte den Boden unter den Gefangenen in Schlamm. Ein Soldat erinnert sich: »Neben mir fiebert einer, ein alter Mann. Er liegt im Dreck. Aber am anderen Morgen ist er schon tot. Da er um sich schlug, sank er tiefer ein, und sein Gesicht ist verklebt. Wenn er nicht an Fieber umkam, dann ist er ertrunken.« Ertrunken im Schlamm.

Nässe und Kälte forderten in den Lagern am Rhein so viele Todesopfer, weil die Gefangenen durch Hunger geschwächt waren. Der Obergefreite Hans Friedrich von der Division »Großdeutschland« berichtet: »Zum Essen gab es lange Zeit nur Kekse. Und zwar vier Zeltplanen voll für jeweils 1000 Mann. Mancher bekam für den ganzen Tag nur eine Handvoll Krümel.«

Ein Teil der Kekse, die an die hungernden Gefangenen verteilt wurden, stammten aus verdorbenen Beständen; verdorben, weil bei dem Schiffstransport von USA nach Europa in die beschädigten Blechdosen Seewasser eingedrungen war.

Der Panzerjäger Jürgen C. Otto bekam lange Zeit täglich nur 500 Kalorien. Dabei waren kalorienreiche Rote Rüben in die Berechnung einbezogen. Der Heeresverpflegungsamtsleiter Oberneder aus Regensburg: »Der Sieger gab uns hochwertigste Kost, jedoch in völlig unzureichenden Portionen. Die älteren Gefangenen schrumpften beinahe zum Skelett zusammen.«

Ein Gefangener schildert der Wissenschaftlichen Kommission die

Tagesration im Lager Bad Kreuznach Anfang Mai 1945: »3 Eßlöffel Gemüse, 1 Löffel Fisch, 1–2 Backpflaumen, 1 Löffel Marmelade, 4–6 Kekse.«

Im Lager Rheinberg gehörte zum eingezäunten Bereich ein Kleeacker. Die Männer aßen den Acker kahl.

Leutnant Willers berichtet: »Wir zerrieben die Triebe und Blätter der Hecken und aßen sie, so daß nach 14 Tagen die Hecken wie Skelette aussahen. Die Amerikaner benutzten das Fett, mit dem sie in großen Pfannen ihre Steaks brieten, nur einmal, dann wurde es in ein Erdloch geschüttet. Die Gefangenen machten sich lange Stöcke, streckten sie durch den Zaun in das Fettloch und leckten dann den Stock ab. Die Amis amüsierten sich köstlich.«

In Kreuznach schälten sie die Rinde von Bäumen und Weinstöcken und kochten sie in Blechdosen über offenem Feuer zu Suppe. Sie aßen Futterrüben. Die Folge dieser katastrophalen Ernährung waren Hungerödeme, Dysenterie, Apathie.

Arme und Beine schwellen an. Die Zähne fielen aus. Die Männer konnten nicht mehr richtig sehen, nicht mehr richtig sprechen, sie taumelten über die schlammigen Wege der Lager. Viele waren zu schwach, allein zur Latrine zu gehen. »Das Lager Rheinberg«, schilderte ein Gefangener, »war nichts weiter als eine große Kloake, denn jeder schiß dorthin, wo er gerade stand. Der nächste, ruhebedürftig, setzte sich hinein.« Und aus dem Lager Kreuznach: »Ein Teil der Landser, am tiefergelegenen Ende meines Camps sich aufhaltend, lag buchstäblich in einem See von Urin.«

Die Wissenschaftliche Kommission der Bundesregierung stellt fest:

»Menschliche Unzulänglichkeiten vermehrten die Schwierigkeiten. Das Fraternisierungsverbot, der Siegestaumel, die Aufdeckung der KZ-Verbrechen, die angebliche Kollektivschuld des deutschen Volkes, die befohlene Suche nach Kriegsverbrechern unter den Eingesperrten, die Absonderung bestimmter Gruppen wie der Waffen-SS, dies und manch anderes erweckte in vielen Bewachern das Gefühl, genug für die Geschlagenen zu tun, auch wenn es ersichtlich ungenügend war...«

Schwerkranke hatten kaum Aussicht, mit dem Leben davonzukommen. Aus dem Lazarett des Lagers Bad Kreuznach berichtete ein Gefangener der Wissenschaftlichen Kommission: »Die Anzahl der Betten und Räume war völlig ungenügend. Der amerikanische Chefarzt hatte uns durch die deutschen Lagerärzte bekanntgegeben, daß in dieses Lazarett nur solche Kranke aufgenommen werden würden, von denen feststehe, daß sie binnen 24 Stunden nach der Einlieferung nicht mehr lebten. Einer von uns lag im Zelt mit hohem Fieber: doppelseitige Lungenentzündung. Er wurde auf einem Bauernwagen in das Schullazarett gebracht. Da er nach 24 Stunden noch lebte, fuhr man

ihn wieder in unser Lager zurück. Nach sechs Stunden war er dann erlöst.«

Einer, der davonkam, schilderte der Kommission die Folgen von Hunger und Krankheit: »An einem Morgen lagen allein 14 Tote an einer Sammelstelle...«

Leutnant Willers berichtet, daß ein Sanitäter seines Offizierslagers im Rheinberger Camp C in seiner Todesstatistik 200 Tote in einer Nacht verzeichnete: 200 von schätzungsweise viereinhunderttausend.

Die Wissenschaftliche Kommission schreibt zu den Zahlen der Gefangenen, die in den Lagern am Rhein zugrundegingen:

»Aus der Tatsache, daß sie ihre toten Kameraden nicht zählen konnten, wird ersichtlich, wie verwirrend das Lagerleben gewesen ist. Auch bei 3000 Toten kann von einem Massensterben in Kreuznach-Bretzenheim nicht gesprochen werden. So ergibt sich, daß »nur« etwas mehr als fünf Prozent (3000 von 56 000) der Lagerinsassen ums Leben gekommen sind. Im sowjetischen Gewahrsamsbereich lag die Sterbequote in manchen Sammellagern nach der Kapitulation zwischen 25 und 90 Prozent...«

Von 557 000 Gefangenen (in den Lagern am Rhein) sind 3053 Gefangene (amerikanische Angaben) bzw. 4537 Gefangene (deutsche Angaben) verstorben. Das ergibt eine Todesquote von rund 0,6 Prozent (amerikanisch) bzw. rund 0,8 Prozent (deutsch). Läßt man die in Bad Kreuznach-Bretzenheim genannte Schätzung von 3000 Toten als wahrscheinlich zutreffend gelten, so erhöht sich die Todesquote nur geringfügig (auf ein Prozent). Starb im Osten jeder vierte bis fünfte Kapitulationsgefangene, so im Westen – nach den bisherigen Ergebnissen – nur jeder hundertste...« Jeder hundertste innerhalb von drei Monaten!

Ist es da nicht ein Streit um Worte, ob man bei einer Sterberate von 3000 auf 56 000 Gefangene – wohlgemerkt innerhalb von drei Monaten – von einem Massensterben sprechen darf oder nicht?

Von den rund neun Millionen deutschen Männern im Alter von 20 bis 40 Jahren in der Bundesrepublik sterben jedes Jahr rund 16 000 – das sind 15 Todesfälle auf jeweils 10 000 Lebende in zwölf Monaten.

Im Lager Rheinberg starben nach offiziellen Angaben innerhalb von drei Monaten jeweils drei von hundert Gefangenen; eine Angabe, in der die Dunkelziffer der nicht registrierten Toten außer Betracht gelassen ist. Die Todesrate war mithin auch bei Zugrundelegung der offiziellen Sterbeziffer zwangzimal so groß wie unter normalen Bedingungen. Kein Massensterben?

Doch selbst dieser schlimme Tatbestand erfährt noch eine Steigerung, eine Verschärfung zu blankem Entsetzen: Nicht die Hungernen und Zerlumpten, nicht die Kranken waren die jammervollsten Gestalten in den Lagern am Rhein. Als die »Elendsten der Elenden«

bezeichnet die Wissenschaftliche Kommission die Amputierten, die von den Amerikanern in die Lager gebracht wurden.

Amputierte? Ja, auch Amputierte. Männer, die im Krieg eine Hand verloren hatten, einen Arm oder beide Arme, ein Bein oder beide Beine. Männer, denen ein Schuß oder Splitter ein Stück der Schädeldecke weggesprengt hatte, so daß man ihr Gehirn pulsieren sah. Ja, sogar Blinde wurden in die Käfige am Rhein geschleppt.

Ein amerikanischer Offizier begründete, weshalb deutsche Beinamputierte in Gefangenenlager auf deutschem Boden gebracht wurden: Angeblich hatten die US-Truppen auf dem Vormarsch Verwundete in Rollstühlen getroffen, die in den Händen noch Panzerfäuste hielten.

Ein Gefangener berichtete der Kommission aus dem Lager Bad Kreuznach: »Eine Kolonne von Amputierten wurde zu uns herübergebracht. Sie konnten dem amerikanischen Offizier nicht schnell genug durch den dicken Dreck am Tor hindurch. Es gab eine Stauung. Dem Offizier gingen die Nerven durch, und wütend stürzte er sich mit seiner Begleitmannschaft auf die Amputierten, die mit der blanken Waffe so geschlagen wurden, daß 16 Verwundete sich blutend am Boden wälzten.«

Der Verfasser des Berichts der Wissenschaftlichen Kommission über die Rheinwiesenlager, selbst Insasse amerikanischer Gefangenenlager in Deutschland und somit ein Augenzeuge, verbirgt seine Bewegung nicht, wenn er die Qual dieser Soldaten beschreibt:

»Stets waren sie auf die Hilfe ihrer Kameraden angewiesen. Doch die Kameraden waren bald selbst am Ende ihrer Kräfte. Da blieb manches Wort ungehört, manche Bitte unerfüllt, und die Gehunfähigen krochen wie Lurche durch den Schlamm oder bewegten sich auf kleinen Brettern fort, die sie sich um die Hände geschnürt hatten. Andere, mit einem Bein, hüpfen, fielen hin, rappelten sich wieder hoch und erreichten völlig erschöpft das Ziel. Ihr Anblick war erbarmungswürdig... Endlich begann man, sie in einem Zelt zu sammeln, wo ihnen Ärzte und Sanitäter eine bescheidene, aber dennoch wirksame Hilfe zuteil werden ließen.«

Nach dem großen Regen und dem Schlamm im Lager Kreuznach kam die große Hitze. Doch es gab kein Wasser. Kein Wasser am Rhein. Dann kam Wasser. In einem Feuerwehrwagen. Ein Gefangener berichtete der Wissenschaftlichen Kommission, wie die Wasserausgabe zu einer Stunde des Schreckens und des Todes wurde: »Wir sollen uns in zwei Reihen aufstellen, aber das ist bei den riesigen, nach Wasser schreienden Menschenhaufen unmöglich, da jeder sich vordrängt. Der Wagen kommt nicht voran und schließlich weiß sich die Besatzung des Feuerwehrwagens nicht anders zu helfen: Sie spritzen das Wasser mit dem Schlauch in die Menge. Die Gefangenen laufen aber nicht

weg, sondern auf den Wagen zu. Und wie nun endlich der Strahl in die Tonne zielt, jagen alle dürstenden Männer darauf zu.«

Und dann geschieht das Schreckliche: »Alles wird niedergetrampt. Rücksichtslos. Ich sehe, wie die schweren Stiefel auf einen älteren Kameraden, der umgefallen ist, treten. Immer wieder andere, bis dieser Mann völlig zertreten ist. Ein Sanitäter ist in der Nähe, streckt bittend die Hände aus, aber niemand achtet darauf, immer neue Massen treten auf den Kameraden, niemand will oder kann ihm beistehen.«

Der schreckliche Durst der Gefangenen führt an diesem Morgen im Lager Kreuznach zu einer wahnwitzigen Schlußszene: »Vorne ist die Tonne umgefallen, und obwohl sie leer ist, stürmen die Landser hinauf und hinein. Sie sieht aus wie eine Blumenvase, aus der oben als Blüte die dreckigen Stiefel der Männer heraus schauen, die, dicht an dicht gedrängt, mit den Köpfen unten drin sind und das Wasser von den Wänden der Tonne ablecken. Man hört ihr Gurren und dumpfes Schreien in diesem Kampf des Elends und der Gier. Die anderen wanken davon.«

Josef Nowak schreibt in seinem in den fünfziger Jahren geschriebenen Buch »Mensch auf den Acker gesät« über den ersten Wasserempfang in Rheinberg: »Morgens um zehn Uhr begann sich die vielfach gewundene Schlange zu bilden. Wer seinen Platz verließ, der konnte sich hinten als der 30 000. wieder anreihen. Wer sich auf den Boden setzte und einschlief, der wurde am Kragen gepackt und nach vorwärts geschleift, damit er sein Anrecht nicht einbüßte. Nach 16 Stunden war ich am Kran angelangt. Meine kleine Büchse wurde gefüllt. Ich goß den Inhalt in die Kehle, hielt noch einmal hin, wurde aber, gleich allen Frevlern dieser Art, mit einem Fußtritt weiterbefördert.«

Und vor den Augen der hungernden, dürstenden, fiebrigen Gefangenen das Land im lang ersehnten Frieden, im jungen Grün des frühen Sommers. Der Gefangene Marzell Oberneder sah durch den Stacheldraht von Kreuznach »... weißgekleidete Mädchen, die in rosmarinschmückten Kutschen zur Fronleichnamsprozession führen.«

Und der Fahnenjunker Benno Tins erinnert sich an den 20. Mai 1945, Pfingstsonntag, im Lager Koblenz-Lützel, zwölf Tage nach der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht: »Auf der Straße feiertäglich gekleidete Zivilisten, Frauen, Kinder, ein einziger Mann ist dabei.«

In Rheinberg sahen die Gefangenen auf ihren Äckern von Camp C gefangene Frauen: Rote-Kreuz-Schwester, Nachrichten- und Stabs-helferinnen – Tausende von ihnen waren in einem Areal hinter besonders hohem Stacheldraht untergebracht. Winzige Zelte standen da, Ein-Mann-Zelte, in denen drei und vier der Frauen einen Schlafplatz und Unterschlupf gefunden hatten. Für viele gab es kein Zelt, sie

mußten umschichtig eine Nacht im Freien und eine Nacht im Zelt kampieren.

Viele Gefangene versuchten durch den Stacheldraht zu kommen. Die Flucht schien leicht. Sie waren ja schließlich in Deutschland. Doch die amerikanischen Wachmannschaften schossen scharf und zielten genau.

Ein Gefangener berichtete der Kommission aus dem Lager Bude-
rich am Rhein: »Nacht für Nacht wurden wir durch die Gewehr-
schüsse der Wachposten aufgeschreckt, die auf die Flüchtlinge abgegeben
wurden. Am nächsten Tag fand man die Kameraden am Stacheldraht
oder einige Meter davon entfernt tot auf, wo sie den ganzen Tag über
als abschreckendes Beispiel liegen blieben.«

Ein Leutnant berichtet aus Rheinberg vom Fluchtversuch zweier
gefangener Unteroffiziere. Sie hatten den Drahtzaun schon hinter
sich. Dann wurden sie gestellt und von der Taschenlampe der Posten
angestrahlt. Sie hoben beide Hände. Es half ihnen nichts. Die Lagerin-
sassen hörten die MPI ratzen und sahen die Leuchtspurmunition in die
dürren Körper fahren.

Die Toten blieben »zur Abschreckung« drei Tage liegen.

Manchen Gefangenen trieb der Wahnsinn am helllichten Tag in den
Stacheldraht. In Kreuznach lief einer der deutschen Soldaten am
Vormittag auf den Zaun zu und kletterte ihn hoch. Er schrie dabei
unverständliche Worte. Der amerikanische Posten legte den Karabi-
ner an und schoß. Einmal. Der Gefangene fiel herunter. Tot.

Die Toten am Zaun und die Toten, die am Hunger und seinen
Folgen starben, bewiesen den Gefangenen immer aufs Neue ihre
ganze Ohnmacht. Die Amerikaner erstickten Ansätze zum gemeinsa-
men Protest und gar zum Aufstand im Keim.

Der Gefangene Hans Otto Lippens berichtet aus Buderich: »Ein
deutscher Offizier machte den US-Lagerkommandanten darauf auf-
merksam, daß man angesichts der Zustände in dem Lager mit einer
Meuterei rechnen müsse. Dem deutschen Offizier wurde anhand einer
Karte klargemacht, wo der nächste Feldflugplatz für US-Jagdbomber
war und daß man eine direkte Fernsprechverbindung dorthin hätte.«

Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder berichtete von
amerikanischen Kampfflugzeugen, die drohend über den Gefangenen
kreisten: »Sie haben wie Habichte über dem Hühnervolk ihre Macht
gezeigt.«

Der Fahnenjunker Benno Tins erlebte am 4. Juni 1945 in Koblenz-
Lützel die unmißverständliche Drohung der Amerikaner: »Die ame-
rikanische Luftwaffe heute ganz groß. Seit drei Stunden wuchtet und
dröhnt es über uns ohne Unterlaß. Geschwader an Geschwader in
endloser Folge, rheinauf und rheinab.«

Anfangs, in den Tagen vor und nach der Kapitulation, zeigten sich

die Amerikaner unbarmherzig. Ein amerikanischer Offizier gab auf
die Klage über die Nässe und den Schlamm in den Lagern zur Antwort,
ihn kümmere das nicht, auch wenn die Gefangenen »bis zum Hals im
Wasser stehen«.

Ein amerikanischer Lagerarzt gab auf die Klage, die Gefangenen
gingen einem sicheren Tod entgegen, zur Antwort: »Sie können uns
keinen größeren Gefallen tun.«

Die Wissenschaftliche Kommission erklärt diese Haltung der Ame-
rikaner:

»Der Sieg machte die Sieger übermütig oder gleichgültig gegenüber
den Besiegten. Der Phase des Übermuts, der Willkür und der Gleich-
gültigkeit folgte jedoch die Phase der Rückbesinnung darauf, daß man
ausgezogen war, um eine verbrecherische Ideologie zu vernichten,
nicht aber die Menschen, die von ihr befallen waren...«

Das Verhältnis zwischen den Siegern und den Besiegten besserte
sich. Viele Gefangene in den Käfigen am Rhein begannen einen
grotesken Schwarzhandel mit ihren amerikanischen Bewachern.

Die Währung: ein Trauring brachte drei Zigaretten, ein silbernes
Zigarettenetui zehn Zigaretten, eine Armbanduhr – mancher Gefan-
gene hatte sie bei der Ausplünderung verstecken können – war 150
Zigaretten wert. Die Zigarette selbst brachte im Weiterverkauf an
Geldbesitzer, die irgendeine Kriegskasse im Rucksack mit ins Lager
geschmuggelt hatten, 100 Reichsmark; ein Zug kostete 10 Reichs-
mark.

Der Handel mit den Bewachern war technisch kompliziert. Der
Gefangene stand hinter dem Stacheldraht, der Amerikaner jenseits
des Zauns. Dann wurde in holprigem Englisch oder Deutsch der Preis
vereinbart.

Darauf warf zunächst der Amerikaner die Hälfte der Zigaretten
über den Zaun – er war ja in der stärkeren Position. Dann schleuderte
der Gefangene hinüber, was ihm geblieben war: den Trauring, das
Zigarettenetui oder die Uhr. Dann warf der Amerikaner die Restmen-
ge des vereinbarten Kaufpreises herüber – oder auch nicht, was oft
passierte.

Im Lager Rheinberg sprachen die Gefangenen voller Respekt von
einem ihrer Bewacher: Der farbige US-Soldat hatte das Etui eines
Gefangenen, das ihm hinübergeworfen war, mit Zigaretten gefüllt und
das gefüllte Etui zurückgeworfen. Die Geschichte wurde wie ein
Wunder erzählt. Wenn sich der Schwarze am Zaun blicken ließ,
salutierten die Gefangenen.

Den einträglichsten Tauschhandel aber trieben in den Hungerla-
gern am Rhein nicht die amerikanischen Sieger, sondern geborene
Händler und Börsianer unter den deutschen Gefangenen. Und nicht
zu vergessen die korrupten Funktionäre.

Die Börsianer waren die Männer mit den Kriegskassen im Rucksack. Sie konnten sich nicht nur alles kaufen, was es zu kaufen gab, sondern verliehen auf Schuldschein auch Beträge an Kameraden, die sie kannten und die rückzahlungssicher waren.

Josef Nowak: »Auch das Kreditwesen kam bald in Fluß. Es gab in Rheinberg manchen Kapitalisten, der im bürgerlichen Leben ein armes Schwein war. Manchen Wehrmachtkapitalisten kannte ich. Wir wußten, wer wir waren, wo wir wohnten und was wir voneinander zu halten hatten. Ich nahm also bei dem Bankier eine Anleihe auf und kaufte mir Brot dafür. Ich stellte ihm einen regelrechten Schuldschein aus, der meine Frau auch für den Fall meines Todes anwies, das Darlehen zurückzuzahlen. Das System funktionierte wie jedes andere Bankgeschäft. Die Schuldscheine wurden später präsentiert und eingelöst. Ihnen hatte ich es zu danken, wenn ich in dieser Zeit wieder auf die Beine kam.«

Und dann die Lager-Funktionäre!

Auf den sumpfigen Wiesen taten Deutsche als Lagerpolizisten, Köche und als Verteiler der kargen Lebensmittelrationen Dienst. Sie waren in besonders abgesicherten Drahtkäfigen innerhalb des Camps untergebracht. Und in den Lagern zwischen Remagen und Bad Kreuznach blühte die Korruption – wie immer, wenn Not und Elend regieren und der Kampf ums Überleben zum alles beherrschenden Anliegen wird.

Die Deutschen in der Lagerleitung waren auf weite Entfernung zu erkennen: Sie gingen strammen Schrittes, ihre Uniformen waren gepflegt, ihre Gesichter nicht vom Hungerwasser aufgetrieben, sondern von der guten Ernährung. Sie zweigten von den kargen Lieferungen der Amerikaner für die Gefangenen ab, was abzuzweigen war.

Fahnenjunker Tins berichtete über die Mahlzeiten der Lager-Aristokratie: »Die Zutaten betrugen rund das Fünffache dessen, was man für die gleiche Kopfzahl der Normalverbraucher rechnete.« Die Männer, die ihre Kameraden betrogen, handelten zudem mit den Nahrungsmitteln von eben diesen Kameraden Uhren und Eheringe ein; goldener Ring für eine Handvoll Kekse, Füllhalter für drei Kartoffeln. Hundert Mark für ein Brot.

Und mancher dieser Männer, die sich an der Not der Kameraden bereicherten, brachte es fertig, mit dem eingetauschten Ehering das Wertvollste einzuhandeln, was es damals in den Lagern am Rhein überhaupt gab: einen Entlassungsschein der Amerikaner.

Die Deutschen in der Lagerleitung, die riesige Mengen von Lebensmitteln für sich von den Hungerrationen absonderten, schützten sich gegen die Rache der Gefangenen mit ihrer Lagerpolizei, einer brutalen Prügelgarde. Ein Gefangener berichtet aus dem Lager Rheinberg: »Ich selbst habe noch drei Sätze in Erinnerung, die einem entgegenge-

brüllt wurden, wenn man den deutschen Lagerführer sprechen wollte: »Was willst du? Wohin willst du? Hau ab!« Wenn einer dennoch Widerstand bot, wurde drauflosgeschlagen, bis man zusammenbrach. Ich erinnere mich eines Falles, wo man den Betreffenden nur tot wegschleppte. Der Amerikaner lachte nur.«

Der Gefangene bedauert, daß er die Namen der Kameradenschwinder nicht behalten hat: »Heute leben sie unter uns. Sie sind untergetaucht.«

Todestal und Lager 404

Viele Gefangene wurden von den Amerikanern den Franzosen zum Zwangsarbeitseinsatz übergeben: unter ihnen der Pionierleutnant Willi Willers, 22, der Obergefreite Hans Friedhelm, 21.

Der Oberwachtmeister Hans Otto Lippens, damals 29 Jahre alt, verbrachte noch fast zwei Jahre in französischen Kriegsgefangenenlagern.

Der Panzerjäger Jürgen C. Otto, damals 17 Jahre alt, wurde entlassen: sein Gesundheitszustand machte ihn für die Zwangsarbeit in Frankreich unbrauchbar.

Der Fahnenjunker Benno Tins, entlassen am 10. August aus dem Lager Koblenz-Lützel wegen seines Alters – über 40 Jahre –, erinnert sich an seinen letzten Abend im Lager: »Seltsam, nun, da es zum Greifen nahe gerückt ist, bin ich nicht mehr erregt. Eine freudige Ruhe erfüllt mich, und nun gehe ich durch meine Kompanie, um Abschied zu nehmen.«

Während deutsche Gefangene am Rhein im Schlamm starben, litten Landser einige hundert Kilometer westwärts in glühender Sonne: In den amerikanischen Lagern auf französischem und belgischem Boden. Dort hatte die amerikanische Armee 25 große Gefangenenkäfige eingerichtet, zum Teil schon während des Krieges. Diese Lager faßten insgesamt mehr als 800 000 Mann. In diesen Lagern schliefen die Gefangenen zwar zumeist in Zelten oder Baracken – aber Hunger und Elend blieben den Deutschen dort so wenig erspart wie ihren Kameraden am Rhein.

Eines der Lager war das Lager Septèmes-les-Vallons bei Marseille. Es war unter der Nummer 404 registriert. 404 – diese Zahl ist in den Köpfen und Herzen zehntausender deutscher Kriegsgefangener unvergänglich eingebrannt.

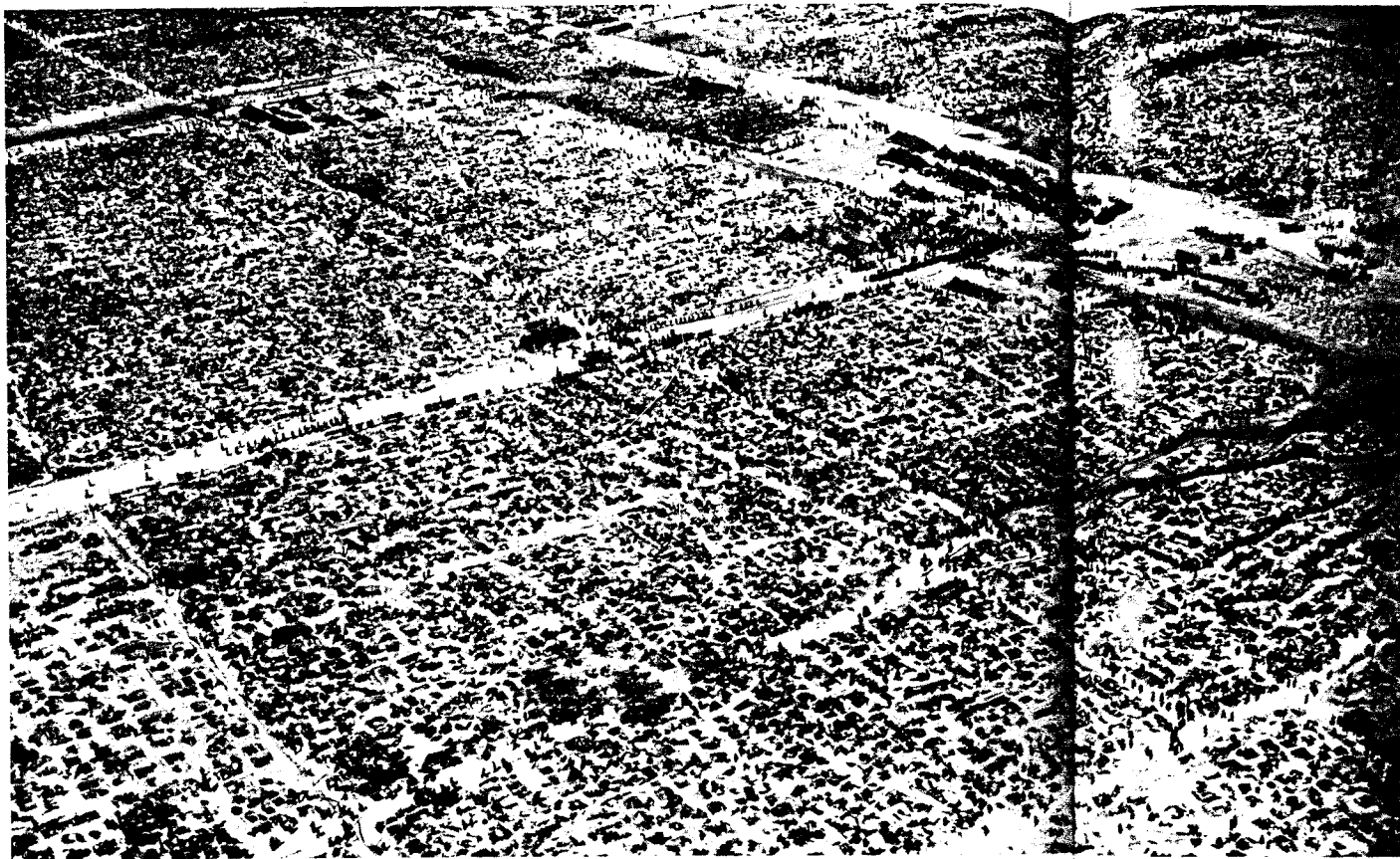
Der Soldat Richard Heß aus Ludwigshafen am Rhein, gefangen Ende November 1944, wurde in das Lager 404 gesperrt, als dort noch keine Zelte aufgebaut waren.

Richard Heß berichtet: »Wir lebten dort fünf Monate im Freien, ohne Zelt, ohne Decken, ich hatte noch nicht einmal einen Mantel. Wir schliefen immer auf dem Boden, Mann an Mann. Das Essen ein Minimum, unter anderem Sauerkrautsuppe. Fünf Monate auf der Erde schlafen, fünf Monate ohne die Wäsche wechseln zu können, die Strümpfe faulten in den Stiefeln. Nach fünf Monaten kam ich dann in das sogenannte Stammlager 306, dort wurde es langsam besser.«



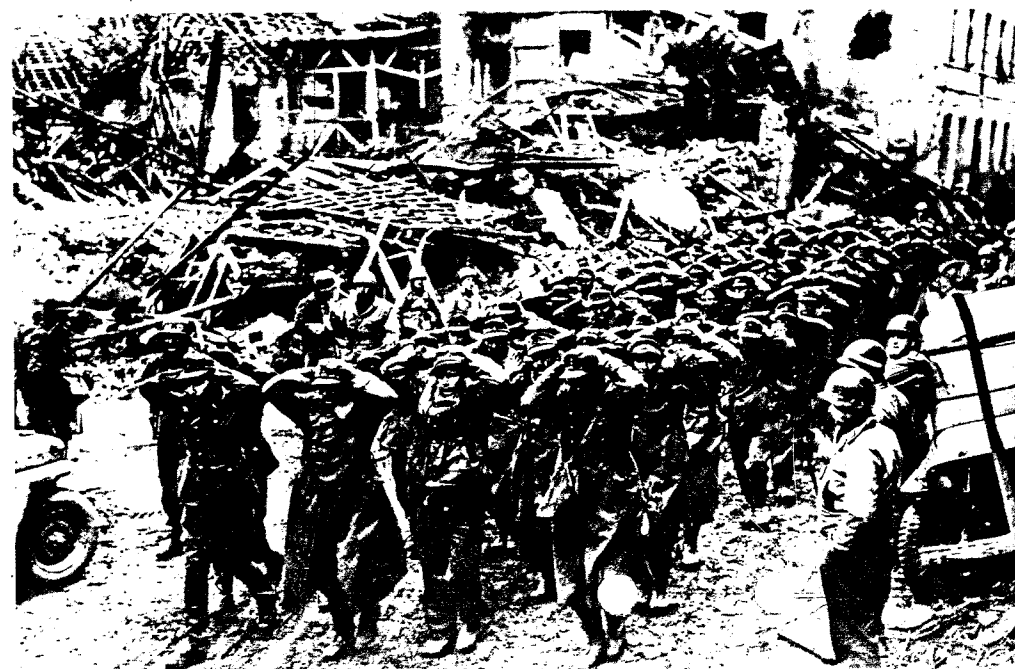
Französische Partisanen führen mißhandelte deutsche Soldaten ab (oben).

Deutsche Kriegsgefangene marschieren Ende Oktober 1944 durch Aachen.



Rheinwiesenlager (links):
Unter freiem Himmel auf
Äckern und Wiesen zu-
sammengepfercht: Deut-
sche Gefangene in einem
der berüchtigten Lager am
Rhein, Anfang März
1945.

Für Monate auf dem blan-
ken Boden, ohne den ge-
ringsten Schutz gegen Käl-
te, Regen und Wind
(unten).



Nach der Besetzung Mün-
sters am 3. April 1945 –
Marsch in die Gefangen-
schaft (oben).

Hände über dem Kopf – so
ziehen deutsche Soldaten
durch ein Dorf im Westen
Deutschlands ins Gefan-
genenlager (linke Seite).

Im norddeutschen Raum
kapituliert Anfang Mai
1945 die 21. Armee unter
General v. Tippelskirch,
die Reste der Armee zie-
hen ins Lager.



In Koblenz: Deutsche Soldaten haben sich ergeben und warten auf den Abtransport.

Das Kriegsgefangenenlager bei Andernach – eine ehemalige Viehweide. In Erdlöchern, die bei jedem Regen absoffen, bei Hungerrationen und ohne jede ärztliche Betreuung, starben sie wie die Fliegen.

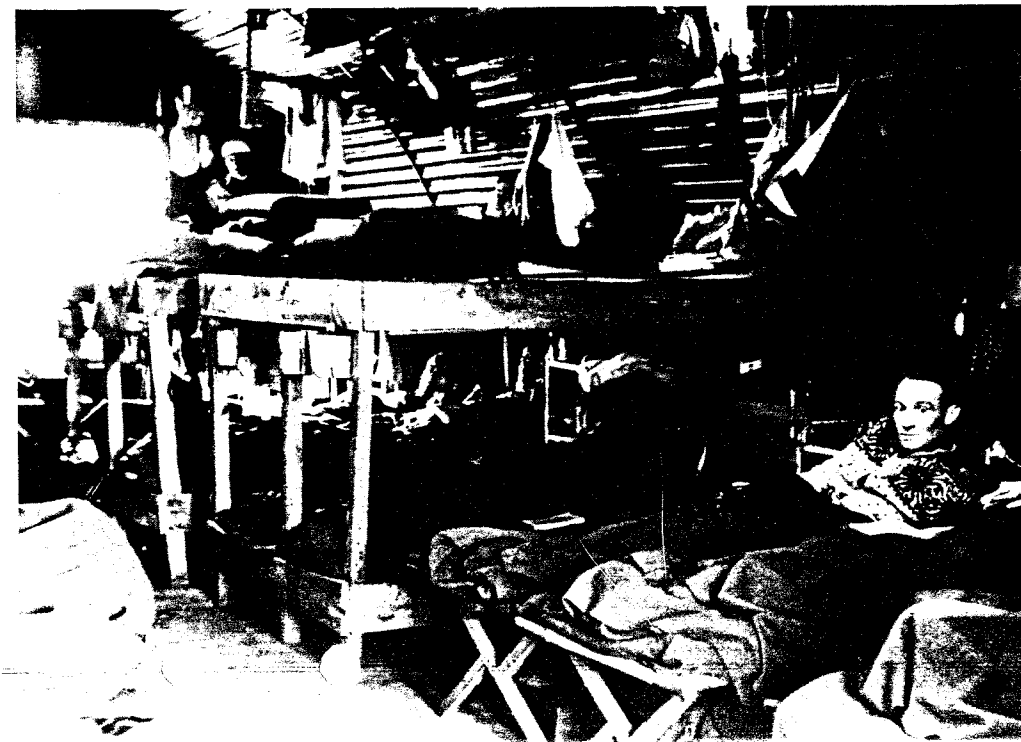
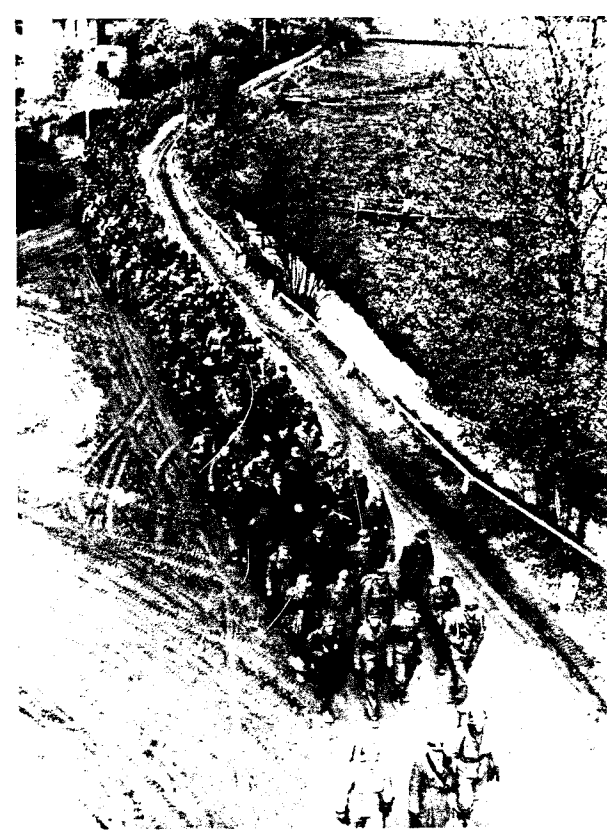


Deutsche Kriegsgefangene in ihrer Nissenhütte im Lager Melun in Frankreich (rechte Seite).

Im Süden Deutschlands, bei Fürstzell, entstand diese amerikanische Aufnahme eines Gefangenensmarsches.



Auch vor dem Kölner Dom ergaben sich deutsche Soldaten.



Sühneleistung Straßenfe-
gen. Deutsche Kriegsge-
fangene nach der Befrei-
ung von Paris.



Todeskommando. Minen-
räumen in Frankreich –
ein lebensgefährliches Ge-
schäft.



Der ehemalige Soldat Reinhold Petrat war wegen eines Kopfschus-
ses im Januar 1945 aus der Wehrmacht entlassen worden. Die
Amerikaner nahmen den Zivilisten Anfang April in Heidelberg
gefangen und transportierten auch diesen an einer Hirnverletzung
Leidenden in das Lager 404.

Der Gefangene Arnold Rudolph aus Kiel verfaßte im Lager 404 im
Juli 1945 ein Gedicht, ein Zeugnis des Leidens:

Vallee de la mort, Todestal.
Ewige Stätte endloser Qual.
Fliegender Staub und gelber Sand,
Glühende Hitze und Sonnenbrand,
Flirrende Luft, am Tage so heiß,
und in den Nächten kalt wie Eis.
Ringsumher kein blühender Strauch.
Nur Krüppelkiefern im Sonnenhauch.
Jagender Mistral vom Norden her,
Ohne Kühlung der Wind vom Meer,
Staubwolken wirbeln von Westen herzu
und umhüllen dich immerzu.
Vallee de la mort, Todestal.
Ewige Stätte endloser Qual.
Alle fluchen deinem Sand,
Alle kennen deinen Strand.
Alle sind sie ausgeglüht.
Aus den Augen Hunger sieht,
Zeriss'ner Lippen Durstesqual.
All das schenkst du, Todestal.
Und in meiner letzten Stund
Flucht dir noch mein bleicher Mund.

Die Verhältnisse in anderen Kriegsgefangenenlagern der Amerika-
ner auf französischem Boden waren in den ersten Monaten nach der
Kapitulation nicht besser als im »Tal des Todes«, im Lager 404.

Der Gefangene Gerhard Jäger, Panzerpionier in der Panzerdivision
»Frundsberg«, einer Einheit der Waffen-SS, schwer verwundet bei
dem Kämpfen in Pommern, wurde aus dem Lazarett von Bad Pyrmont
in amerikanische Gefangenschaft geführt und ins Lager Bolbec bei Le
Havre transportiert. Er berichtet: »Die Zählappelle in der Sonnenglut
dauerten oft Stunden, so daß viele Gefangene ohnmächtig umfielen.
Gebildete Menschen schlugen sich um Suppe, die im Sand verschüttet
wurde. Meine Kleidung: ein kurzes, kragenloses Unterhemd, eine
Unterhose, ein paar Socken und ein paar lange Strümpfe, die ich mir
nachts über die blanken Arme zog. Im Lager Cherbourg (in das
Gerhard Jäger dann gebracht wurde) hatten wir noch nicht einmal eine

Sargbreite Leben. Wir konnten nur in Seitenlage zu je 40 Mann schlafen, jede Stunde drehten wir uns auf Kommando auf die andere Seite.«

Aus dem Lager Cherbourg berichtete ein Gefangener der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung über die Versorgung im Mai 1945: »Jetzt wissen wir, was Hunger ist, die Kost wird schlechter und schlechter. Das Mittagessen besteht aus einem Liter Wasser mit einigen Erbsen oder Nudeln. Fett gibt es nicht mehr. Die Leute kochen Gras und Brennessel gemischt.«

Die Zahl der deutschen Soldaten, die in diesen Lagern zugrunde gingen, ist nie bekannt geworden. Auch der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung ist es nicht gelungen, eine auch nur annähernd zuverlässige Sterblichkeitsziffer zu ermitteln. In ihrem Bericht heißt es: »Die Erwartung, die Mortalität unter den Gefangenen im Bereich einer westlichen Gewahrsamsmacht mit genauen Zahlen belegen zu können, bleibt unerfüllt. Zum Verständnis trägt jedoch bei, daß unter den Verhältnissen in den ersten Monaten nach Kriegsende auch im Westen manches dunkel blieb, dunkel bleiben mußte. Das Chaos verdarb so manche gute Absicht, die sich auf dem Papier fürsorglich, menschlich und übereinstimmend mit dem Genfer Recht ausnahm.«

Der gefangene Panzerpionier Gerhard Jäger betont in seinem Bericht über die Schrecken der Lager jedoch eine versöhnliche Beobachtung: »Alle jüdischen Soldaten der US-Armee, die mit uns zu tun hatten, behandelten uns mit einer Ausnahme korrekter als die meisten ihrer Kameraden.« Die Wut der Ohnmächtigen entlud sich gegen die Soldaten, die ihrem Kameraden ein Stückchen Brot, eine Zigarette, ein Stück Holz gestohlen hatten.

Panzerjäger Jürgen C. Otto berichtete: »Lebensmitteldiebstahl wurde durch Lynchjustiz bestraft. Am Ende war derjenige fast totgeschlagen, oder er wurde in den Jauchegruben ertränkt.«

Im Lager Bretzenheim wurde ein Pranger errichtet. Ein Gefangener schrieb über den Augenblick, der sich ihm und seinen Kameraden im Frühjahr 1945 bot: »Eine Bühne, auf der man Männer sehen kann, gebunden, mit einem Schild behaftet: Ich habe meine Kameraden bestohlen. So stehen sie in der prallen Sonne und sind am Verdurstenden, sinken vor Erschöpfung zusammen.«

Das Massenelend am Rhein währte 15 Wochen. Dann leerten sich die Lager. Die Amerikaner glaubten nicht mehr an die Gefahr, die Soldaten der Wehrmacht könnten sich zum Krieg der Werwölfe gegen die Sieger aufraffen.

Für Hunderttausende deutscher Soldaten, die dem Untergang in den Rheinwiesslagern entronnen waren, aber bedeutete die Auflösung der Lager nur den Beginn einer neuen Gefangenschaft.

Kinderkäfige

Sommer 1944. Über der kleinen Ortschaft Obernkirchen östlich von Minden an der Weser liegt noch ein Hauch von Frieden. Die deutsche Ostfront zieht sich durch Rußland, im Westen ist die Atlantikküste noch in der Hand der Wehrmacht. An einem dieser warmen Sommertage greift der Krieg nach den jungen Männern von Obernkirchen. Die 15 und 16 Jahre alten Jungen der Ortschaft werden zur Musterung befohlen. Unter ihnen sind Helmut Rödenbeck, damals gerade 15 Jahre alt geworden, und Paul Bredemeier, damals 15 Jahre und sechs Monate alt. Beide sind knapp über 1,50 Meter groß und wiegen etwas mehr als 50 Kilogramm. Und wer 50 Kilogramm wiegt, gilt als kriegsverwendungsfähig. Die beiden Jungen erhalten einen Wehrpaß: Sie sind Soldaten. Und in diesem Augenblick, wo sie aus dem Musterungsgebäude auf die übersonnnte Straße treten, stehen sie am Anfang eines langen Weges, der sie in die Schrecken des Krieges und das Elend der Gefangenschaft führen wird, Kinder von 15 Jahren.

Zuerst lernten Helmut Rödenbeck und Paul Bredemeier mit Hunderten von Altersgenossen, wie ein Karabiner 98 geladen, gehalten und abgefeuert wird. Ausbilder waren Unteroffiziere und Soldaten der Wehrmacht aus Genesungskompanien. Dann übten die Jungen den Schuß mit der Panzerfaust. Manchmal marschierten sie in Kolonnen durch die Stadt. Ihr Schritt war weithin zu hören, sie gingen in Schuhen mit Holzsohlen. Dann standen die Mütter hinter den Fenstern. Die Jungen, die noch vor wenigen Wochen lateinische Vokabeln gebüffelt oder den Umgang mit Feile und Schraubstock gelernt hatten, schliefen nun auch nicht mehr zu Hause in ihren Betten. Sie waren in einer Schule kaserniert. Nachts riß sie oft Alarm aus dem Schlaf, mal Luftalarm, mal Alarm zu einer Einsatzübung.

Der Herbst ging dahin und auch der Winter. Der Frühling kam. Die Russen hatten die Oder überschritten, Amerikaner und Engländer den Rhein. Die Jungen klopfen weiter ihre Griffe, schossen mit dem Karabiner auf Zielscheiben, hatten sich an das fauchende Geräusch des Feuerstrahls gewöhnt, der aus dem Abschußrohr der Panzerfaust nach hinten flammte.

An einem Tag des März 1945 dröhnten wieder Alarmbefehle durch die Schule, in der die Jungen schliefen. Es war früher Morgen, die Nässe der Nacht hing in den Büschen. Die Jungen traten an, gekleidet in die Uniformen der Hitlerjugend, die Karabiner in den schmalen Fäusten. Doch diesmal war es kein Übungs-, kein Luftalarm. Der Krieg war da, nur wenige Kilometer weit. Amerikanische Panzerspit-

Wasser in Mund und Gesicht zu erwischen, da brüllt er schon wieder los: »Let's go, Nazi Commander!« Der Knüppel saust, die Zellentür knallt hinter mir ins Schloß.

Als Frühstück gibt es eine halbe Tasse dünnen Kaffee und eine Scheibe trockenes Brot. Kaum habe ich es hintergeschluckt, da steht schon wieder einer in der Zelle: »An die Wand, du Schwein! Hände hoch! Let's go!«

Warum tun diese Ami-Soldaten das? So fragt sich Just in quälenden Nächten. Warum schlägt dieser Mann auf mich ein? Und er kommt zu einer Antwort: »Man hat ihm Macht gegeben, mit Pistole und Gummiknüppel hier im Gefängnis Wache zu schieben. Die Freizeit wird öde sein. Vielleicht muß er auch exerzieren. Bumslokale wird es geben, und sicher viel Schnaps und Langeweile. Plötzlich werden ihm Nazis ausgeliefert. Daß wir Soldaten sind wie er, daß wir zu Pflichten gerufen wurden, Leben gegen Leben setzten – er kann es nicht wissen und spüren. Daß wir Widerstand leisten, keine Angaben machen hat man ihnen gesagt: »Macht Sie geständig, macht Sie klein, zeigt es Ihnen, diesen verdammten Nazis!«

Er sollte bald die Bestätigung für seine Deutung erhalten. Als er wieder vor dem Vernehmungsoffizier steht, protestiert er gegen die Behandlung. Just ist erregt. »Was wollen Sie von uns? Warum lassen Sie uns immer noch quälen? Der Krieg ist aus, was soll die Barbarei?«

Die Antwort ist dieselbe wie vor Wochen, nur das damals noch Krieg war: Informationen will der Ami. Auskünfte über U 546. Denn der amerikanische Vernehmungsoffizier schreibt einen Bericht über die deutschen U-Boote. Just begreift; und da er Wochen nach der Kapitulation keinen Grund mehr sieht, die Informationen zu verweigern, sagt er zu, sie zu geben, wenn die Quälerei an ihm und seinen Männern sofort aufhöre. Sie hörten von Stund an auf. Die Wochen der verschärften Verhöre waren zu Ende.

»Normale« Kriegsgefangenschaft begann. Kriegsgefangenschaft in den bekannten Lagern in Texas, dem berühmten Lager Little Rock in Arkansas, berühmt wegen seiner Lager-Universität für die 10 000 hier untergebrachten deutschen Offiziere aller Waffengattungen, berühmt wegen seines Lager-Theaters, seines Orchesters und – seines Zoos. Freilich, die auch nach Arkansas durchsickernden Nachrichten über die entdeckten deutschen KZs wirkten sich auch hier auf die Ernährung und die Haltung der Amerikaner aus. Und diese Wandlung war es wohl, die den Amerikanern den Wortbruch leicht machte, ihre Gefangenen nicht nach Hause, sondern erst nach Frankreich zum Arbeitseinsatz zu überstellen.

Auch Kapitänleutnant Paul Just mußte den Weg über Attichy, Erdlöcher, Hunger und Sklavenarbeit gehen, ehe er 1946 in Bayern, zu Hause, landete.

Ein Fememord und seine Folgen

Attichy

Am frühen Abend des 6. August 1943 stand das deutsche U-Boot U 615 vor der Küste von Südamerika, 200 Meilen östlich von Curaçao. Kommandant war der Kapitänleutnant Ralph Kapitzi.

Unter den 60 Männern seiner Besatzung waren fünf Matrosen, die von diesem Tag an durch seltsame Fügungen aneinander gekettet wurden – bis in den Tod an einem amerikanischen Galgen:

Helmut Fischer, 21 Jahre alt, Fritz Franke, 20 Jahre alt, Günther Külsen, 21 Jahre alt, Rolf Wizuy, 22 Jahre alt, und Bernhard Reyak, 20 Jahre alt.

An jenem 6. August 1943 fuhr U 615 über Wasser. Plötzlich stieß mit der Sonne im Rücken ein amerikanischer Bomber auf das deutsche Boot herab. Er warf Wasserbomben. Den U-Boot-Leuten gelang es, die abdrehende Maschine mit der Bordkanone abzuschießen. Doch eine Wasserbombe hatte auch U 615 weidwund geschlagen: Ein Leck im Heck machte es tauchunklar.

So pflügte U 615 hilflos wie ein Manöver-Ziel durch die Atlantik-Dünung, als unmittelbar nach dem Abschluß des ersten Angreifers drei amerikanische Jagdbomber zum zweiten Angriff ansetzten. Wieder krachten Wasserbomben, wieder feuerte das U-Boot mit seiner Flak. Helmut Fischer und Günther Külsen schossen mit ihrem Geschütz zwei der Angreifer ab. Die dritte US-Maschine drehte ab und flog zurück nach Westen.

U 615 aber hatte dennoch keine Chance mehr. Und schon im Morgengrauen des nächsten Tages, am 7. August 1943, stürmte das Verhängnis heran: Der Wachoffizier auf der Brücke von U 615 entdeckte am Horizont einen US-Zerstörer. Es war die »Walker«. Er hielt mit Höchstfahrt auf U 615 zu.

Kapitänleutnant Kapitzi gab seinen letzten Befehl: Alle Mann von Bord. Die Mannschaft kletterte in die Schlauchboote. Der Kapitänleutnant selbst verschwand im Rumpf des Bootes. Er flutete die Tanks. Mit seinem Kommandanten an Bord sank U 615 auf den Grund der Karibischen See.

43 deutsche U-Boot-Männer überlebten. Sie wurden nach Fort Meade bei Washington transportiert. Dort versuchten amerikanische Abwehr-Offiziere, die gefangenen Seeleute nach Einzelheiten über die U-Boot-Waffe auszuforschen.

Alle 43 Gefangenen wurden in Einzelzellen gesperrt – mit der Ausnahme von Rolf Wizuy.

Er teilte seine Zelle mit einem deutschen U-Boot-Mann, der sich als

Sargbreite Leben. Wir konnten nur in Seitenlage zu je 40 Mann schlafen, jede Stunde drehten wir uns auf Kommando auf die andere Seite.«

Aus dem Lager Cherbourg berichtete ein Gefangener der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung über die Versorgung im Mai 1945: »Jetzt wissen wir, was Hunger ist, die Kost wird schlechter und schlechter. Das Mittagessen besteht aus einem Liter Wasser mit einigen Erbsen oder Nudeln. Fett gibt es nicht mehr. Die Leute kochen Gras und Brennessel gemischt.«

Die Zahl der deutschen Soldaten, die in diesen Lagern zugrunde gingen, ist nie bekannt geworden. Auch der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung ist es nicht gelungen, eine auch nur annähernd zuverlässige Sterblichkeitsziffer zu ermitteln. In ihrem Bericht heißt es: »Die Erwartung, die Mortalität unter den Gefangenen im Bereich einer westlichen Gewahrsamsmacht mit genauen Zahlen belegen zu können, bleibt unerfüllt. Zum Verständnis trägt jedoch bei, daß unter den Verhältnissen in den ersten Monaten nach Kriegsende auch im Westen manches dunkel blieb, dunkel bleiben mußte. Das Chaos verdarb so manche gute Absicht, die sich auf dem Papier fürsorglich, menschlich und übereinstimmend mit dem Genfer Recht ausnahm.«

Der gefangene Panzerpionier Gerhard Jäger betont in seinem Bericht über die Schrecken der Lager jedoch eine versöhnliche Beobachtung: »Alle jüdischen Soldaten der US-Armee, die mit uns zu tun hatten, behandelten uns mit einer Ausnahme korrekter als die meisten ihrer Kameraden.« Die Wut der Ohnmächtigen entlud sich gegen die Soldaten, die ihrem Kameraden ein Stückchen Brot, eine Zigarette, ein Stück Holz gestohlen hatten.

Panzerjäger Jürgen C. Otto berichtete: »Lebensmitteldiebstahl wurde durch Lynchjustiz bestraft. Am Ende war derjenige fast totgeschlagen, oder er wurde in den Jauchegruben ertränkt.«

Im Lager Bretzenheim wurde ein Pranger errichtet. Ein Gefangener schrieb über den Augenblick, der sich ihm und seinen Kameraden im Frühjahr 1945 bot: »Eine Bühne, auf der man Männer sehen kann, gebunden, mit einem Schild behaftet: Ich habe meine Kameraden bestohlen. So stehen sie in der prallen Sonne und sind am Verdursteten, sinken vor Erschöpfung zusammen.«

Das Masseneleid am Rhein währte 15 Wochen. Dann leerten sich die Lager. Die Amerikaner glaubten nicht mehr an die Gefahr, die Soldaten der Wehrmacht könnten sich zum Krieg der Werwölfe gegen die Sieger aufrufen.

Für Hunderttausende deutscher Soldaten, die dem Untergang in den Rheinwiesenlagern entronnen waren, aber bedeutete die Auflösung der Lager nur den Beginn einer neuen Gefangenschaft.

Attichy

Sommer 1944. Über der kleinen Ortschaft Obernkirchen östlich von Minden an der Weser liegt noch ein Hauch von Frieden. Die deutsche Ostfront zieht sich durch Rußland, im Westen ist die Atlantikküste noch in der Hand der Wehrmacht. An einem dieser warmen Sommertage greift der Krieg nach den jungen Männern von Obernkirchen. Die 15 und 16 Jahre alten Jungen der Ortschaft werden zur Musterung befohlen. Unter ihnen sind Helmut Rödenbeck, damals gerade 15 Jahre alt geworden, und Paul Bredemeier, damals 15 Jahre und sechs Monate alt. Beide sind knapp über 1,50 Meter groß und wiegen etwas mehr als 50 Kilogramm. Und wer 50 Kilogramm wiegt, gilt als kriegsverwendungsfähig. Die beiden Jungen erhalten einen Wehrpaß: Sie sind Soldaten. Und in diesem Augenblick, wo sie aus dem Musterungsgebäude auf die übertölpelte Straße treten, stehen sie am Anfang eines langen Weges, der sie in die Schrecken des Krieges und das Elend der Gefangenschaft führen wird, Kinder von 15 Jahren.

Zuerst lernten Helmut Rödenbeck und Paul Bredemeier mit Hunderten von Altersgenossen, wie ein Karabiner 98 geladen, gehalten und abgefeuert wird. Ausbilder waren Unteroffiziere und Soldaten der Wehrmacht aus Genesungskompanien. Dann übten die Jungen den Schuß mit der Panzerfaust. Manchmal marschierten sie in Kolonnen durch die Stadt. Ihr Schritt war weithin zu hören, sie gingen in Schuhen mit Holzsohlen. Dann standen die Mütter hinter den Fenstern. Die Jungen, die noch vor wenigen Wochen lateinische Vokabeln gebüffelt oder den Umgang mit Feile und Schraubstock gelernt hatten, schliefen nun auch nicht mehr zu Hause in ihren Betten. Sie waren in einer Schule kaserniert. Nachts riß sie oft Alarm aus dem Schlaf, mal Luftalarm, mal Alarm zu einer Einsatzübung.

Der Herbst ging dahin und auch der Winter. Der Frühling kam. Die Russen hatten die Oder überschritten, Amerikaner und Engländer den Rhein. Die Jungen klopfen weiter ihre Griffe, schossen mit dem Karabiner auf Zielscheiben, hatten sich an das fauchende Geräusch des Feuerstrahls gewöhnt, der aus dem Abschußrohr der Panzerfaust nach hinten flammte.

An einem Tag des März 1945 dröhnten wieder Alarmbefehle durch die Schule, in der die Jungen schliefen. Es war früher Morgen, die Nässe der Nacht hing in den Büschen. Die Jungen traten an, gekleidet in die Uniformen der Hitlerjugend, die Karabiner in den schmalen Fäusten. Doch diesmal war es kein Übungs-, kein Luftalarm. Der Krieg war da, nur wenige Kilometer weit. Amerikanische Panzerspit-

zen waren von Südwesten auf die Weser vorgestoßen. Auf dem Platz vor der Schule wurden die Marschbefehle ausgegeben. Die Jungen schwangen sich auf ihre Fahrräder und fuhren dem Feind entgegen, in die Stadt Rinteln. Dort führte eine Brücke über den Strom. Sie gruben sich auf dem westlichen Ufer der Weser ein, um den Panzersturm der Amerikaner aufzuhalten.

Sie verließen ihre Stellungen am nächsten Morgen. Irgend jemand mußte in der Nacht eingesehen haben, daß der Fluß die angreifenden Amerikaner länger aufhalten würde, als eine Handvoll Halbwüchsiger. Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck, der eine inzwischen 16, der andere noch nicht ganz 16 Jahre alt, zogen mit ihren Kameraden über die Weser-Brücke nach Osten. Dann sprengten deutsche Soldaten die Brücke in Rinteln. Das Häuflein der Hitlerjugend zog die Straße hinab, um einen neuen Punkt zu suchen, von dem aus sie den Vormarsch der US-Truppen stoppen konnten. Sie fanden ihn in der Kurve einer Landstraße.

Sie gruben sich Ein-Mann-Löcher, legten Karabiner und Panzerfäuste auf die kleinen Wälle und starteten nach Südwesten, in Erwartung des Feindes. Sie waren noch 20 Mann, von ehemals mehr als 100. Paul Bredemeier und sein Kamerad Rödenbeck wußten nicht, wohin die anderen verschwunden waren. In den Ein-Mann-Löchern an der Straße saßen die Jungen etwa eine Woche lang. Die Amerikaner jedoch kamen nicht. Sie saßen am westlichen Ufer der Weser und schossen mit Granatwerfern dahin, wo sie deutsche Stellungen vermuteten. Die Amerikaner ließen sich Zeit. An einem dieser Tage kam ein Melder in die Stellung der Hitler-Jungen. Er überbrachte ihnen den Befehl, einzeln in die Ortschaft Rolfshagen zu fahren. Dort tauschten sie ihre HJ-Uniformen gegen Wehrmachtsuniformen aus. Dann fuhren sie zurück und duckten sich wieder in ihre Ein-Mann-Löcher.

In der Nacht auf den 10. April 1945 wurden die Jungen aufgeschreckt. Aus dem Nebel um sie herum drangen die Geräusche von Panzermotoren und das Gerassel von Ketten. Die Jungen in ihren Löchern sahen die Panzer nicht, aber sie waren so nahe, daß sie Kommandos in englischer Sprache hören konnten. Die US-Armee hatte die Weser überschritten und stieß nun nach Osten auf die Elbe vor. Der Feldwebel, der das Häuflein der Jungen kommandierte, zischte seinen letzten Befehl in die Schützenlöcher: »Los, Jungens, haut ab nach Haus!«

Nach Hause, das ist nicht weit, vielleicht zwei Stunden zu Fuß durch Wälder und über Hügel, in einer Landschaft, die den Jungen genau vertraut ist. Der Ort Obernkirchen liegt im Osten der Weser. Die Front ist noch nicht weiter vorgerückt. Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck müssen durch das Kampfgebiet marschieren. Sie huschen durch den Steinberger Wald. Der Lärm des Gefechts hüllt sie ein.

Deutsche Artillerie schießt auf die Amerikaner, Umrisse von Panzern auf den Höhen, helles Krachen der Granatwerfereinschläge, Maschinengewehrfeuer. Die Jungen laufen, suchen Deckung hinter Bäumen – ein paar Kilometer noch, dann sind sie in Obernkirchen, dann wird ihr Einsatz an der Westfront endgültig ein Ende haben.

Sie kommen nach Rolfshagen, in den Ort, in dem sie drei Tage zuvor ihre Wehrmachtsuniformen übergezogen haben. Das Dorf scheint ruhig, keine Soldaten, kein Lärm.

In diesem Moment aber machen Helmut Rödenbeck und Paul Bredemeier einen Fehler, den Fehler, der sie – die Sicherheit schon vor Augen – noch in den Strudel des Krieges reißt. Sie verlassen die Deckung des Waldes und gehen in den Ort Rolfshagen hinein. Sie treffen einen Zivilisten und fragen ihn: »Sind die Amis schon hier?« Der Zivilist schüttelt den Kopf: »Nein.«

Bredemeier und Rödenbeck marschieren weiter, schnellen Schritts. Plötzlich ein Anruf: »Stop! Hands up!« Zwei Soldaten der US-Armee zielen mit Maschinenpistolen auf die Bäuche der beiden Jungen. Die Jungen bleiben stehen, heben die Hände, die Amerikaner klopfen die Uniformen ab, finden in den Stiefeln der Deutschen Pistolen und Kompass. Sie nehmen Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck gefangen, am 10. April 1945, im Ort Rolfshagen. Die Elternhäuser der beiden Jungen sind vier Kilometer entfernt.

Die Amerikaner treiben ihre Gefangenen zu einem Lastwagen. Drauf! Und ab geht's. – Nach Obernkirchen, in den Heimatort der Jungen. Er rollt durch die Straßen, Paul Bredemeier steht auf der Ladefläche und starrt auf die Häuser. Unwillkürlich streckt er die Hände aus – da, sein Elternhaus. Doch der Lastwagen hält nicht, er fährt zur Ortsmitte. Die gefangenen Kinder werden in den Ratskeller gesperrt: erste von vielen Stationen auf der langen Reise durch die Gefangenschaft.

Am gleichen Tag noch verluden die Amerikaner ihre Gefangenen wieder auf Lastwagen und transportierten sie nach Westen, über die Weser, nach Brackwede in der Nähe von Bielefeld. Auf einem Sportplatz hatten die Sieger eine Art Auffanglager eingerichtet. Helmut Rödenbeck und Paul Bredemeier suchten sich eine Mulde im Gras und warteten, vor allem auf was zu essen. Es gab nichts. Sie drängelten nach einem Schluck Wasser. Sie schöpften es aus einer Zeltplane, die in der Mitte des Platzes aufgehängt war. In der Nacht froren sie und warteten. Am Morgen rollten wieder Lastwagen der US-Armee heran. Die Jungens kletterten auf die Wagen. Die Wagen rollten nach Westen, zum Rhein.

Am Rhein ein Geviert auf einer Wiese, von Stacheldraht umzäunt. Es war das Lager Rheinberg in der Nähe von Duisburg. Eines der

Rheinwiesenlager, in die die Amerikaner nach ihrem Siegnahzu eine Million deutsche Soldaten pferchten. Viele starben in Rheinberg – an Hunger, an Entkräftung, an Krankheiten.

Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck, die beiden Soldaten mit den Kindergesichtern, schlendern in schlotternden Uniformen durch das Lager und hoffen, daß irgendjemand kommt und sich ihrer erbarmt. Sie hoffen vergebens. Sie warten auf Lebensmittel. Die Verpflegung ist knapp. Für die Jungen, denen die Kraft fehlt, um das Wenige, das verteilt wird, zu kämpfen, bleibt fast nichts übrig.

Am dritten Tag wissen sie: Wenn sie hier im Lager bleiben, steht ihnen der Hungertod bevor. Dann sehen sie, wie Amerikaner einzelne Gefangene aussuchen und offenbar zu einem Transport zusammenstellen. Die beiden Jungen besprechen ihre Lage: Draußen kann es nicht weniger zu essen geben als drinnen. Sie pirschen sich an den Trupp heran, der in der Nähe des Lagertors wartet. Sie mischen sich unter die Gefangenen und marschieren mit ihnen zum Tor hinaus.

Die Soldaten und die Jungen werden in Güterwagen verladen. Der Zug fährt nach Südwesten. In Namur, in Belgien, werden sie ausgeladen. Verhöre durch die Amerikaner. Auch die Jungen werden vernommen. Sie wissen nichts. Sie haben Hunger. Einer der amerikanischen Soldaten verteilt Weißbrot: ein Stück für jeden. Er schaut Paul Bredemeier an, Mitleid regt sich in dem Mann; er wirft dem Jungen ein zweites Stück Brot zu. Doch dann werden die beiden Jungen weitergeschickt, weiter nach Westen, nicht nach Haus. Das Räderwerk von Krieg und Niederlage, Gefangennahme und Gefangenschaft gibt die 16jährigen Soldaten, die kaum eine Woche lang die Uniform der Wehrmacht getragen haben, nicht frei. Wieder Transport in Güterwagen, wieder Marsch auf staubiger Straße.

Paul Bredemeier ist am Ende. Er setzt müde und erschöpft einen Fuß vor den anderen. Er strauchelt, er fällt. Ein Lastwagen transportiert ihn an das Ziel der Reise, die in Obernkirchen östlich der Weser ihren Ausgang genommen hat: das Gefangenenlager Attichy nordöstlich von Paris.

Über dieses Lager berichtete ein Heimkehrer der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung für Kriegsgefangenengeschichte: »Das Hungern in Verbindung mit dem schweren Mokka, den die Gefangenen zu trinken bekamen, führte bald zu nervlichen Zusammenbrüchen, Herzattacken und Magenkrankheiten. Rapider Kräfteverfall bei älteren Stabsoffizieren, nach zwei Monaten Gefangenschaft schwere Kreislaufstörungen, Ohnmachtsanfälle, Umfallen bei den üblichen Appellen. Die ständig währende Unterernährung brachte dann einen körperlichen Verfall, der zu starker Abmagerung und geschwellenen Unterschenkeln führt. Ich wog bei meiner Entlassung bei einer Größe von 1,83 Meter nur noch 105 Pfund.«

Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck hockten sich in diesem Lager auf die Erde, Zelte oder Baracken gab es noch nicht. Sie schienen dazu verdammt, das Schicksal der erwachsenen Gefangenen zu teilen, am Hunger dahinzusiechen.

Doch: Mit dem Namen des Hungerlagers Attichy ist eine der großen Gesten von Versöhnlichkeit und Menschlichkeit nach diesem blutigen aller Kriege verbunden. Amerikanische Offiziere erkannten in jenen Tagen: Die Kinder, die in der Uniform der Wehrmacht gegen die US-Armee Krieg führen sollten, würden in den großen Gefangenenlagern der Erwachsenen von der Unbarmherzigkeit der Verhältnisse endgültig zermalmt werden.

Die US-Offiziere Major William H. McGrath und Hauptmann A. C. Johnson setzten durch, daß die gefangenen Jungen – zwölf- und dreizehnjährige befanden sich unter ihnen, – hilflos, verdreckt, zerlumpt und hungrig – zwar nicht nach Hause entlassen, sondern in Sonderlagern zusammengefaßt wurden – in den Baby-Cages – den Kinderkäfgen: Eine groteske, eine makabre Einrichtung der Gefangenengeschichte des Zweiten Weltkrieges.

US-Soldaten musterten die Gefangenen in den Lagern und zeigten auf jeden, dessen Gesicht noch weich war. »Sammeln, antreten!« Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck zogen um – aus dem Gefangenenlager von Attichy in den Kinderkäfig von Attichy. Auch ihr neues Lager war von Stacheldraht umzäunt und von bewaffneten Soldaten bewacht. Es maß 500 Schritte im Quadrat. Aber Zelte standen darin, Giebelzelte der amerikanischen Armee. 30 bis 40 Jungen mußten sich eines der Zelte teilen. Es war eng, aber die Jungen hatten nun – seit Wochen zum ersten Mal – ein Dach über dem Kopf.

Die Jungen durften ihre zerfetzten, verdreckten und verlausten Uniformen ausziehen. Die US-Armee lieferte braune Uniformen. Mit Zahnpasta mußten die Kinder auf Rücken und Knie weiße Buchstaben malen: PW, Prisoner of War, Kriegsgefangener. Das Lager füllte sich: zehntausend deutsche Jungen teilten sich schließlich in das ein Viertel Quadratkilometer große Gelände zwischen den grünen Hügeln von Attichy.

Sie hatten immer Hunger, den großen Hunger, den Kinder im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren haben. Aber wenigstens an Hunger sterben mußte keiner.

Paul Bredemeier erinnert sich, daß es Weißbrot und Bohnenkaffee, Schokolade und Kaugummi gab. Und Helmut Rödenbeck: »Auf mich machten die Brotberge einen überwältigenden Eindruck. Immer wenn die Verpflegung kam, wurden die Weißbrote als Berge aufgebaut. In meiner Erinnerung war der Brotberg zehn Meter hoch. Ich habe nachts davon geträumt.« Die Nächte waren lang – so weit weg von zu Haus. Manchmal schluchzte einer der Jungen, wenn er unter

seinen Decken im Zelt lag und der Schlaf nicht kommen wollte.
Paul Bredemeier schrieb im Kinderkäfig von Attichy ein Gedicht.
Er nannte es »Sonnet für Mutter«. Es heißt:

An Deinem Ehrentage,
Mein liebes Mütterlein
Kann ich nicht bei Dir sein.
Aus fremden Land, in Feindeshand,
Will meine Grüße ich Dir schenken
Und Deiner treuen Lieb gedenken.
Bang Dich nicht um Deinen Sohn
Der hinter Stacheldraht gebunden
In weiter Ferne winkt die Freiheit schon.
Bald sind alle Schmerzen überwunden
Dann werd ich wieder bei Dir sein
Und immer bei Dir bleiben.

Der 16 Jahre alte Gefangene Willi Hufer aus Mainz schrieb unter der Überschrift »Wenn ich ein Vöglein wär«: »Ich würde mich ganz leise in die Lüfte erheben und noch einmal rund um das Lager fliegen, um ihm Lebewohl zu sagen. Dann würde ich in Richtung Heimat nach Osten fliegen. Ich glaube, ich würde keinen Hunger verspüren und nicht müde werden. Zu Hause würde ich wieder Mensch und der erstaunten Mutter in die offenen Arme fallen.«

Die Amerikaner versuchten, eine Schranke gegen Heimweh und aufkeimende Verzweiflung zu errichten. Mit Hilfe deutscher Gefangener wurde eine Schule organisiert – wahrscheinlich die größte Schule, die es je an einem einzigen Fleck der Erde gegeben hat. In 70 Unterrichtszelten lehrten 150 Lehrer in 140 Klassen nahezu alle Fächer, die auf dem Ausbildungsplan deutscher Schulen stehen. In den Unterrichtsstunden wurde den Jungen auch erklärt, daß falsch war, woran sie gestern noch geglaubt hatten. Re-education war eines der wesentlichen Ziele im Kinderkäfig von Attichy.

Amerikanische Journalisten besuchten das Lager und schilderten ihren Lesern die Anstrengungen, im Bewußtsein der Jungen ein neues Weltbild zu schaffen. Die Illustrierte »Life«, damals die größte Zeitschrift der Welt, schrieb pathetisch: »Die Amerikaner versuchen... zwischen Krieg und Frieden die überspannte nazistische Bewunderung der Jungen für Nation, Wehrmacht und Rasse, ihren Glauben an die Gewalt und ihre Gefolgschaft unter der Tyrannei ins Wanken zu bringen. Dafür wurden sie an das Fenster der ganzen Welt eingeladen, wo alle in Freiheit leben, um die Wahrheit zu suchen.«

Schließlich versuchte die amerikanische Lagerkommandantur, das Unterrichtsprogramm zu einem politischen Experiment großen Stils zu nutzen: An diesen Jungen sollte festgestellt werden, wie schnell

Umerziehung funktionieren konnte. Ein amerikanischer Psychologe verteilte Fragebogen, auf denen die Jungen ihre Meinung enthüllen sollten. Da saßen die Jungen in den Unterrichtszelten des Lagers, kauten an ihren Bleistiftstummeln und dachten über die politische Moral nach – eine Moral, die es offenbar zuließ, daß Kinder in Lager gesperrt, ihrer Heimat und ihren Müttern ferngehalten wurden.

Das Ergebnis des Fragebogen-Tests: Die Re-education hatte nicht durchgeschlagen. Die Feststellung »Wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, würden wir dem Führer jetzt zujubeln« hielten 3138 der Jungen im Kinderkäfig für richtig; nur 2414 hielten sie für falsch. Helmut Rödenbeck über seine Antworten:

»Die Frage, zum Beispiel, ob der Zweck die Mittel heiligt, habe ich damals voller Überzeugung mit Ja beantwortet.«

Die Begeisterung der Jungen im Kinderkäfig für die neuen Lehren wurde möglicherweise auch durch Beobachtungen gedämpft, die sie machen mußten. Sie sahen immer wieder die Trupps ihrer Kameraden auf das Lagertor zu marschieren, langsamen Schritts, mit Angst im Gesicht: Es waren die Jungen, die das Unglück hatten, im Kinderkäfig 18 Jahre alt zu werden. Sie mußten auf Anordnung der Amerikaner das Lager verlassen und wurden an die Franzosen überstellt. Die steckten sie in ihre Gefangenenlager und zwangen sie zur Fronarbeit, sie wanderten zu den Minenräumkommandos und in die Bergwerke zur Untertagearbeit.

Der Gefangene Willy Dittgen schreibt in seinem Bericht »Der Kinderkäfig von Attichy« über diese Achtzehnjährigen: »Die meisten bestanden in ihrer Not darauf, zwei Jahre jünger zu sein, als die Kartei aufwies. Sie sahen ängstlich darauf, daß die Bartstoppeln nicht zu sehr sprossen. Die Lehrer halfen ein wenig nach bei dieser Mogelei und freuten sich mit jedem, den sie auf diese Weise im Lager behalten konnten. Am schwierigsten war es, die kräftigen Bauernjungen zu halten, denen die Auslesekommission beim besten Willen die sechzehn Jahre nicht glauben wollte. Doch gelang es, durch kleine Korrekturen in der Kartei, durch Vernichtung der Soldbücher, durch vorübergehenden Aufenthalt im Lazarett viele der Achtzehnjährigen im Baby-Cage zu halten.«

Der Hochsommer kam über Attichy. Die Jungen lebten das Einerlei des Lagerlebens: Essen, Schule, dann und wann ein Spaziergang in das Gelände außerhalb des Lagers, Essen, Schlafen, Schule. Aber eben immer Stacheldraht. Das Heimweh wuchs und ebenso die Sorge, daß sie einen nassen Herbst und einen kalten Winter in den Giebelzelten verbringen mußten.

Dann jedoch plötzlich Gerüchte, Unruhe, Fragen, drängendes Fragen: Entlassung noch, bevor die ersten Nebel fallen. Und tatsächlich: Trompetensignale schallen durch das Lager, reißen die Jungen

hoch, treiben sie aus den Zelten. Ein Sprecher ruft in die dichten Reihen der Wartenden: »Alle Jungen aus der britisch besetzten Zone Deutschlands dürfen heimfahren.«

Zu ihnen gehören Paul Bredemeier und Helmut Rödenbeck. Die beiden packen ihre Päckchen. In eine US-Uniform gekleidet, ausgestattet mit zwei Hemden, zwei Unterhemden, Socken und zwei Decken treten sie am Lagertor an, empfangen Marschverpflegung: ein Care-Paket für jeweils zwei Mann. Wieder besteigen sie einen Güterzug. Amerikaner begleiten die deutschen Jungen bis zur Grenze nach Aachen.

Dort stehen englische Soldaten bereit. Sie empfangen die Jungen mit aufgefplanten Seitengewehren. In den Briten rumort noch die Angst vorm Werwolf. Die Jungen müssen antreten und abzählen, immer wieder. Der Zug mit den Jungen fährt nach Osten. In einer Kaserne in Osnabrück begegnet ihnen noch einmal der Schrecken, dem sie selbst entgangen sind. Paul Bredemeier berichtet: »Wir beobachteten einen Transport deutscher Kriegsgefangener, der nach Westen bestimmt war. Die Gefangenen sahen völlig ausgehungert und ausgemergelt aus.«

Auf den Puffern eines überfüllten Zuges fahren die beiden Jungen nach Hause, marschieren die Straße entlang, durch die sie als Gefangene auf dem Lastwagen der US-Armee fuhren. Es ist der 24. August 1945, fünf Monate, nachdem sie von Obernkirchen aus ins Gefecht gingen.

Paul Bredemeier steht in der Tür des Elternhauses, umarmt seinen Vater, küßt seine Mutter. Sie weint. Ihr Kind ist zurückgekehrt – einer von drei Söhnen der Familie, die in den Krieg gezogen sind. Ein Bruder von Paul Bredemeier kam 1948 aus französischer Gefangenschaft zurück, ein Bruder blieb in Rußland vermißt.

Todeskommandos: Minenräumer

Die Leidensgeschichte der deutschen Kriegsgefangenen als Arbeitsklaven nach der Kapitulation Deutschlands hat auch ein französisches Kapitel. Es ist wohl nur zu begreifen, wenn man vor Augen hat, daß dieses Land jahrelang in der Rolle des Besiegten war und von harter deutscher Besatzungshand regiert wurde.

Wir blenden zurück in den Sommer 1945, nach Frankreich, das jetzt zu den Siegern zählt:

Da trotten Männer auf den Rand eines Wäldchens zu. Dann bilden sie eine Kette, immer einen Meter Abstand zum Nebenmann. Hinter ihnen französische Soldaten, Karabiner auf dem Rücken. Einer der Bewaffneten ruft: »Allez! Allez!«

Die Männer gehen auf die Knie nieder. Jeder von ihnen trägt einen eisernen, spitz zulaufenden Stab in der Hand. Sie heben die Stäbe und stoßen die Spitzen vorsichtig in die Erde. Weit vor ihnen, dreitausend Meter entfernt, glitzert der Atlantische Ozean in der Morgensonne.

Die Kette der Männer gleitet rutschend Meter für Meter voran. Wieder und wieder heben und senken sich die Stäbe – deutsche Kriegsgefangene bei der gefährlichsten Arbeit, die ihnen von den Siegern abverlangt wurde: bei der Minensuche.

Da – ein Minensucheisen dringt nur wenige Zentimeter in den Boden ein. Metall! Vorsichtig scharrt der Gefangene die Erde zur Seite.

Suppentellergroß, rostig-braun, der tückische Tod – eine Panzermine. Sprengkraft genug, um den Gefangenen und die Kameraden in seiner Nähe in Stücke zu reißen.

Drei Kilometer tief ist das Minenfeld. Zentimeter für Zentimeter prüfen die Gefangenen den Boden. Dann passiert es: Einer der Gefangenen hat mit seinem Suchstock unglücklicherweise den Zünder einer Schützenmine getroffen.

Er hört, wie es im Erdboden leise »Klick« macht. Er wirft sich hin. In seine Bewegung schnellt die Mine, konservendosengroß, aus der Erde. Eineinhalb Meter hoch. Eine dumpfe Detonation. Die Mine zerspringt. Hunderte Stücke Stahl rasen zischend und pfeifend durch die Luft, bohren und beißen sich in die Leiber der Gefangenen. Zehn Verwundete. Zwei Tote.

In Frankreichs Erde steckten im Sommer des Jahres 1945 rund zehn Millionen Minen: Zehn Millionen mal Tod und Verderben. Ein böses Erbe des Krieges.

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Land-Minenkrieg zu einem